

Marie-Louise Gubler

Der Hebräerbrief – eine Mahnrede

Im Hebräerbrief dient die Symbolik von Tempel, Kult und Priester zur Ermutigung im Blick auf die endgültigen Heilstaten Jesu Christi.

● Würde die Bedeutsamkeit eines biblischen Buches an der Dicke der Kommentare gemessen, käme dem Hebräerbrief ein hervorragender Platz zu: drei umfangreiche Kommentarbände des Evangelisch-Katholischen Kommentars und viele Monographien zeugen davon, dass die Wirkung dieser »Mahnrede« (Hebr 13,22) groß war.¹ Katholische Priesteramtskandidaten mussten früher den Hebräerbrief als Leitbild priesterlichen Dienstes kennen und manche Primizpredigt bezog sich auf ihn.

Doch diese Schrift ist ein erratischer Block im Neuen Testament, ein »monolithisch herausragender Zeuge neutestamentlicher Christusbotschaft«, der sich in ausgezeichnetem griechischen Stil als anspruchsvoller schriftgelehrter Traktat präsentiert. Und »von daher ist leicht zu verstehen, dass seine Hochschätzung bei gelehrten Theologen in umgekehrtem Verhältnis steht zu seiner Beliebtheit in der kirchlich-praktischen Verkündigung«.² Es ist still geworden um den Hebräerbrief. Dennoch lohnt es sich gerade heute, diesen Außenseiter im Neuen Testament genauer zu lesen.

Der Hebräerbrief ist eigentlich kein Brief, sondern eine großartige Predigt über das Priestertum Christi, die ganz vom seelsorgerlichen Anliegen geprägt ist, verunsicherte Christinnen und Christen zu ermutigen, zu mahnen und geistlich aufzurichten. Der unbekanntere Verfasser muss ein hochgebildeter Christ der nachapostolischen Zeit gewesen sein, der sowohl mit der Septuaginta wie mit rabbinischer Exegese und jüdisch-hellenistischer Philosophie und Rhetorik vertraut war.

Die Situation der – nicht namentlich genannten – Gemeinde im ausgehenden ersten Jahrhundert wird vom Verfasser als gefährliche Glaubensmüdigkeit diagnostiziert, die sich im stillschweigenden Rückzug vieler aus dem Gemeindeleben manifestiert: »Lasst uns nicht unseren Zusammenkünften fernbleiben, wie es einigen zur Gewohnheit geworden ist, sondern ermuntert einander ...« (10,25). Die Begeisterung des Anfangs, das zündende Feuer der österlichen Hoffnung war einer lähmenden Resignation gewichen. Vom Aufbruch der christlichen Bewegung in den Städten des römischen Reiches war nichts mehr zu spüren. Die markanten Zeugen der ersten Stunde, die Frauen und Männer, die das Evangelium unter Lebensgefahr weitergetragen hatten, waren den Märtyrertod gestorben.

Auch die AdressatInnen des Hebräerbriefes hatten schwierige Zeiten durchlebt. So erinnert der Verfasser die Gemeinde an die frühere Zeit der Verfolgung, in der sie standhielten, als sie be-

»Der Elan war erloschen.«

schimpft und gequält wurden und sich solidarisch verhielten: »Denn ihr habt mit den Gefangenen gelitten und auch den Raub eures Vermögens freudig hingenommen, da ihr wusstet, dass ihr einen besseren Besitz habt, der euch bleibt. Werft also eure Zuversicht nicht weg.« (10,32-35).

Nun war der Elan der Anfangszeit erloschen und auch die Erinnerung half nicht. Den Grund für den drohenden Glaubensabfall sieht der Verfasser in einem geistlichen Infantilismus: »Obwohl ihr der Zeit nach schon Lehrer sein müsstet, braucht ihr von neuem einen, der euch die Anfangsgründe der Lehre von der Offenbarung Gottes beibringt; Milch habt ihr nötig, nicht feste Speise« (5,12). Was die verunsicherte Gemeinde in ihrer Lustlosigkeit und »Schwerhörigkeit« (5,11) dringend braucht, ist ein neues Hören auf Gottes Wort und ein neues Hinschauen auf Jesus. Es bedarf einer Rückkehr zu den Wurzeln des Glaubens und einer theologischen Neuinterpretation des Bekenntnisses.

Schule des Hörens und Sehens

● In diesem Grundkurs des Glaubens variiert der Verfasser ein einziges Thema: das christliche Heil in der Form eines Himmel und Erde umfassenden Kultmysteriums, das Christologie als Soteriologie auslegt und verstehbar macht.³

Das Wort Gottes, das auf vielfältige Weise an die Patriarchen und Propheten ergangen ist, ist in Jesus Christus zum ersten und letzten Mal,

ein für allemal, in unerhörter Weise erklingen und es erklingt erneut »heute«. Jesus ist der Sohn und Erbe des Alls, der Schöpfungsmittler, Abglanz von Gottes Herrlichkeit und Abbild seines Wesens, »er trägt das All durch sein machtvolles Wort«. Zur Rechten Gottes erhöht und über alle Engel gesetzt, bürgt sein Name für das Heil, das er für uns »ein für allemal« wirkte: die Reinigung von den Sünden (1,1-3).

»Darum müssen wir um so aufmerksamer auf das achten, was wir gehört haben, damit wir nicht vom Weg abkommen« (2,1). Immer wieder ergeht der Appell des Psalmes: »Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet euer Herz nicht ...« (Ps 95; 3,7-4,7). Die ganze Heilsgeschichte zielt für den Verfasser auf das »Heute« der Gemeinde, die noch nicht im »Land der Ruhe« angekommen, sondern auf dem Weg des Glaubens ist. Weil das gehörte Wort aber ohne Glauben nichts nützt, sondern zum Gericht führt, mahnt der Verfasser: »Darum lasst uns ernsthaft besorgt sein, dass keiner von euch zurückbleibt, solange die Verheißung, in das Land seiner Ruhe zu kommen, noch gilt ... ermahnt einander jeden Tag, solange es noch heißt: Heute ...« (4,1; 3,12).

Zum Hören muss das Sehen kommen: »Schaut auf den Apostel (Gesandten) und Hohenpriester, dem unser Bekenntnis gilt: auf Jesus« (3,1). Vor allem aber soll die Gemeinde auf das Todesleiden Jesu schauen, als er in allem seinen Brüdern und Schwestern in der Versuchung gleich wurde (2,9-18; 4,15), den Gehorsam gegen Gottes Plan lernen musste: »Als er auf Erden lebte, hat er mit lautem Schreien und unter Tränen Gebete und Bitten vor den gebracht, der ihn aus dem Tod retten konnte, und er ist seiner Gottesfurcht wegen erhört worden« (5,7).

Der Blick auf Jesus soll die schwache Gemeinde ermutigen und anspornen. Denn durch sein Leiden und Sterben ist Jesus für sie Urheber ewigen Heils (2,10; 5,9), Vorläufer und Wegbe-

reiter (6,20; 10,20), Urheber und Vollender des Glaubens (12,2) geworden. Der von Jesus eröffnete Weg zum Heil wird spirituell zum Weg des Glaubens. Ermutigend schildert der Verfasser darum die großen Glaubensgestalten der Vergangenheit, die »Wolke der Zeugen«, die an der Wirklichkeit des Erhofften festhielten, die an das Unsichtbare glaubten, ohne es zu erreichen, »weil sie nicht ohne uns vollendet werden sollten«. Sie waren genau wie die angefochtene Gemeinde »Fremde und Gäste auf Erden«, die eine Heimat suchten. (11,1-12,1).

Hoherpriester nach der Ordnung Melchisedeks

- In einer großen Schriftauslegung wird durch die Verbindung von Ps 110,4 und Gen 14 mit dem großen alttestamentlichen Sühnetag (Iom Kippur; Lev 16) das zentrale Thema der Hoherpriestertheologie im Licht des Christusglaubens entfaltet. Das Verhältnis des Verfassers zur Schrift ist dialektisch: Sie ist einerseits gültiges Wort Gottes, andererseits aber ist die in ihr bezeugte göttliche Heilsordnung von vornherein auf das Eigentliche in Christus hingeordnet und darum vorläufig.

In die traditionelle Spannung von »alt–neu« bzw. »Verheißung–Erfüllung« fügt der Autor die von Philo beeinflussten räumlichen Gegensätze ein: Die erfassbare Wirklichkeit zerfällt in das Gegenüber von zwei Bereichen: der alttestamentlichen Heilsordnung, die irdisch-vergänglich, schwach, »fleischlich«, Abbild und Schatten der eigentlichen Wirklichkeit ist, und der durch Jesus Christus eröffneten neuen Heilsordnung, als der eigentlich bleibenden, himmlischen, ewigen, »nicht von dieser Schöpfung«, »nicht von Menschenhand« gemachten Wirklichkeit (9,11.24). In zweifacher Weise wird Entsprechung und

Überbietung des alttestamentlichen Hohepriestertums und jenes Priestertums von Jesus ausgesagt: Die Person des Hohepriesters und die Ordnung des Hohepriesteramtes unterscheiden sich. Musste jeder Hohepriester auch für seine eigenen Sünden sühnen und jedes Jahr mit dem Blut von Tieren zum Allerheiligsten treten, so ist der Hohepriester Jesus »einer, der heilig ist, unschuldig, makellos, abgesondert von den Sündern und erhöht über die Himmel, einer, der es nicht nötig hat, wie die Hohepriester zuerst für die eigenen Sünden Opfer darzubringen und dann für die des Volkes; denn das hat er ein für allemal getan, als er sich selbst darbrachte« (7,26-27). In diesem hymnischen Jubel wird Jesus als ganz zur Welt Gottes gehörig geschildert.

War der Hohepriester kraft seiner Abstammung aus Aarons Stamm Priester geworden, so Jesus, der Nachkomme aus dem Stamm Juda (dem das Priesteramt nicht zukam) »durch die Kraft unzerstörbaren Lebens« (7,16). Beiden aber wurde das Amt von Gott gegeben, dem Ersten aufgrund des Bundes, Jesus aufgrund seiner Erhöhung und eines Eides Gottes: »Der Herr hat geschworen, und nie wird es ihn reuen: Du bist Priester auf ewig« (Ps 110,4; 7,21). Und da viele Priester aufeinander folgen mussten, »weil der Tod sie hinderte zu bleiben«, Jesus dagegen ein ewiges und unvergängliches Priesteramt erwarb, ist er »zum Bürgen eines besseren Bundes geworden« (7,22-24). Dadurch wurde die »Ordnung Aarons« durch die »Ordnung Melchisedeks« abgelöst.

Der legendäre Priesterkönig von Salem, der nach Gen 14 als »Priester des höchsten Gottes« Abraham nach seinem Sieg über die Könige des Jordantales entgegenhing, um ihn zu segnen und von Abraham den Zehnten von der Beute bekam, wird zum Symbol einer andersartigen Heilsordnung. Da nach schriftgelehrter Auslegung nur das wirklich ist, was in der Bibel ausdrück-

lich erwähnt wird, wird das Schweigen über Melchisedeks Herkunft und Zukunft als geheimnisvolle Zeitlosigkeit gedeutet: »Er, der ohne Vater, ohne Mutter und ohne Stammbaum ist, ohne Anfang seiner Tage und ohne Ende seines Lebens, ein Abbild des Sohnes Gottes: dieser Melchisedek bleibt Priester für immer« (7,3). Ebenso wird sein Name als »König der Gerechtigkeit« und »König des Friedens« als Vorbild für Jesus bedeutsam.

Der große Versöhnungstag

● Wozu aber braucht es überhaupt einen Hohepriester? Der Verfasser sagt es selbst: »Jeder Hohepriester wird eingesetzt, um Gaben und Opfer darzubringen« (8,3). Sein priesterlicher Dienst ist das Hinzutreten in Vertretung des Volkes, ist seine Mittlerrolle am großen Versöhnungstag (Iom Kippur). Nur er durfte das einzige Mal im Jahr durch den trennenden Vorhang ins Allerheiligste des Tempels eintreten, um das Blut des Opfertieres für das Volk und sich selbst darzubringen.

Der Sinn dieses Blutritus ist einerseits die Sichtbarmachung der göttlichen Vergebung (aufgrund der Bundestreue Gottes), andererseits die alljährliche Erinnerung an das durch Sünde verwirkte Leben des Volkes (10,3). Blut war ja dem Gebrauch der Menschen entzogen und von Gott als Reinigungs- und Sühnemittel im Kult zurückgeschenkt worden.⁴ Für den Verfasser hat Jesus durch seinen Tod »eine ewige Erlösung bewirkt« (9,12). In der Kultsymbolik heißt das: »Er ist ein für allemal in das Heiligtum hineingegangen, nicht mit dem Blut von Böcken und Stieren, sondern mit seinem eigenen Blut ... und darum ist er der Mittler eines neuen Bundes« (9,12-15). Wieder wird der Kontrast verdeutlicht: Das alljährliche Opfer erinnerte nur an die Sünden,

doch »durch die Opfertgabe des Leibes Jesu Christi sind wir ein für allemal geheiligt« (10,3.10).

Bedeutsam ist die Symbolik des Tempelvorhangs: Er ist Sinnbild für den noch verschlossenen, nicht sichtbaren Weg ins Heiligtum und Hinweis auf die gegenwärtige Zeit (9,8f). Der beim Tod Jesu zerrissene Vorhang in den Passionsberichten wird im Hebräerbrief als verhüllende irdische Existenz Jesu präzisiert: »Er hat uns den neuen und lebendigen Weg erschlossen durch den Vorhang hindurch, das heißt durch sein Fleisch« (10,20). Sein Todesleiden, auf das die Gemeinde sehen soll, führte zur Erhöhung durch Gott und zur Öffnung einer unvergänglichen himmlischen Heimat auch für jene, die »hinzutreten« zu Gottes Thron und zum Hohepriester Jesus Christus. So bekommt auch die angefochtene Gemeinde ihren Platz im Heilsmysterium: »Ihr seid zum Berg Zion hingetreten, zur Stadt des lebendigen Gottes, dem himmlischen Jerusalem, zu Tausenden von Engeln, zu einer festlichen Versammlung und zur Gemeinschaft der Erstgeborenen, die im Himmel verzeichnet sind« (12,22f).

Wozu die Tempel- und Priestersymbolik?

● In allen Religionen sind Tempel Orte der Begegnung mit dem Göttlichen. Für Israel war der Tempel auch Ort der Offenbarung Gottes. Im geheimnisvollen Dunkel des »Allerheiligsten« wohnte Gott, bis der Tempel zerstört wurde (70 n. Chr.). Aber immer schon wusste Israel, dass das Heiligtum auf Erden nur Sinn hat durch seine Ausrichtung auf Gottes Thron im Himmel und dass auch der Mensch Heiligtum Gottes war. So wurde im rabbinischen Judentum die Synagoge Tempelersatz (»etwas Tempel«) und die Gebete wurden Ersatz für die Opfer. Dennoch wur-

de der Verlust eines sichtbaren »heiligen« Kultortes beklagt.

Die Gemeinde des Hebräerbriefes muss ähnlich empfunden haben, obschon die ersten Christengemeinden – ähnlich wie die Essener – den Tempel bereits als Metapher brauchten: Der neue und endgültige Tempel war die Gemeinde selbst (»Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt?« 1 Kor 3,16). So muss auch der mit dem Tempel verbundene priesterliche Dienst neu gedeutet werden: »Die Hauptsache dessen, was wir sagen wollen, ist: Wir haben einen Hohenpriester, der sich zur Rechten des Thrones der Majestät in den Himmel gesetzt hat, als Diener des Heiligtums und des wahren Zelt« (8,1f).

Bekenntnis der Hoffnung

● Die für uns nicht leicht verständliche kultische Symbolik hat zum Ziel, Jesus als den zu verkünden, der den Christen und Christinnen auf dem Weg zu Gott vorangeht, indem er ihnen diesen Weg bahnt. Es ist ein Heilsweg, der von der Not der Erde durch die Himmel und den Tempelvorhang in das Allerheiligste, in die Gegenwart des lebendigen Gottes führt. Im Hören auf das Unerhörte und im Schauen auf das Unsichtbare gelangt die Gemeinde auf dem Weg des Glaubens zu diesem ewigen Heil, weil Jesus als Anführer und Urheber des Heils auch Vollender des Glaubens ist (12,2).

Die ekklesiologische Relevanz des Hebräerbriefes liegt im Bild der Kirche als einer Gemeinschaft des Glaubens auf dem Weg, einem Weg, der noch weit ist. Dabei wechselt der Verfasser zwischen Warnung (»Wenn wir vorsätz-

lich sündigen, nachdem wir die Erkenntnis der Wahrheit empfangen haben, gibt es für diese Sünden kein Opfer mehr« 10,26; »es ist furchtbar, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen« 10,31) und Werbung (»Bei euch aber, Geliebte, sind wir trotz des Gesagten vom Besseren überzeugt und davon, dass ihr am Heil teilhabt« 6,9) und nimmt die ganze Gemeinde in Pflicht.

Die Kirche lebt von der Hoffnung, dass am Ende der lebendige Gott und seine Verheißungen sich durchsetzen werden, jenseits der vom Tod bedrohten Geschichte und gegen alle Schwäche und Glaubensmüdigkeit, weil Jesus Christus »derselbe gestern, heute und in Ewigkeit« ist (13,8). Die Kirche als Gemeinschaft von Hoffenden auf dem langen Weg zu Gott weiß, »wir haben hier keine Stadt, die bestehen bleibt, sondern wir suchen die künftige« (13,14).

Ihre Aufgabe ist darum ein Leben, das von Gastfreundschaft, Solidarität mit Gefangenen und Misshandelten, von Freiheit von Habgier sowie von glaubwürdiger Lebensgestaltung geprägt ist. Ihr Fremdsein in der Gesellschaft, das sie verunsichert hat, wird zum Appell, zu Jesus hinauszuziehen, der »außerhalb der Tore gelitten hat« und seine Schmach zu teilen (13,13).

Das Insistieren auf dem »ein für alle Mal« der Selbsthingabe Jesu am Kreuz, die jedem sühnenden Opferkult ein Ende bereitet und die jede andere Mittlerschaft beendet, kann entlastend wirken. Der eigentliche Gottesdienst der Gemeinde ist – wie bei Paulus in Röm 12,1f – das Leben im Alltag der Welt: »Durch Christus lasst uns Gott allzeit das Opfer des Lobes darbringen, die Frucht der Lippen, die seinen Namen preisen. Vergesst nicht, Gutes zu tun und mit anderen zu teilen; denn an solchen Opfern hat Gott Gefallen« (13,15f).

¹ E. Grässer, *An die Hebräer*, EKK XVII/1-3, 1990-1997; F. Laub, *Hebräerbrief*,

SKK.NT 14, 1988.

² F. Laub, *Hebräerbrief*, 91.

³ Vgl. C. P. März, *Ein*

»Außensteher« im Neuen Testament, in: *BiKi* 48 (1993) 173-179.

⁴ Vgl. M.-L. Gubler, *Das Blut des Bundes für die Vielen*, in: *DIAK.* 25 (1994) 166-177.